

Das letzte Strohdachhaus in Oberbüren - Gansingen

Autor(en): **Oeschger, J.F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz**

Band (Jahr): **54-56 (1980-1982)**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747160>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das letzte Strohdachhaus in Oberbüren – Gansingen

von J.F. Oeschger, 1894

Dieses Strohhhaus gehörte meinem Namensvetter und wurde um die Jahrhundertwende von dessen Sohn in Brand gesteckt. Wegen mangelhafter Löscheinrichtungen war am Morgen nach der Brandnacht nur noch ein Haufen Asche übrig. Dieser Brand in der Nacht war für mich als vorschulpflichtigen Jungen das erste grosse Ereignis meines Lebens. Ich war einer der ersten, die auf dem Brandplatz eintrafen. Dies weil ich in unmittelbarer Nähe wohnte. Ich war auch dabei, als der vermutliche Brandstifter, der sich auf dem Brandplatz in auffälliger Weise benahm, am Morgen vom «Landjäger» verhaftet wurde und seine Tat eingestanden hat.

Weil ich mich früher oft in diesem Strohhhaus aufhalten durfte und von der Hausmutter liebevoll aufgenommen wurde, ging mir der Verlust dieser Liegenschaft sehr zu Herzen, auch schon deshalb, weil ich dieses Strohhhaus bis unter die Dachfirst kannte.

Die Erinnerung an dieses Ereignis veranlasst mich, jetzt, nach 80 Jahren, die Bauart und andere Details dieses vielleicht 200jährigen Strohhhauses in Schrift festzuhalten:

Der ganze Auf- und Einbau bestand aus Kantholz, das vom Zimmermann mit dem Zimmermannsbeil glatt gezimmert und auf einem gemauerten Steinsockel abgestellt wurde. Jeder einzelne Balken war zwischen den Lagen der Aussenwände mit Waldmoos gegen Wind und Wetter abgedichtet. Der Dachstuhl und das Dachgerippe wurde ausser von den Aussenwänden auch noch von zwei «Hochstud», die im Erdgeschoss einen Querschnitt von einer halben Elle (30×30 cm) aufwiesen, getragen. Am ganzen Dachstuhl war kein einziger Eisennagel vorhanden. Notwendige Balkenverbindungen wurden durch gegenseitige Vertiefungen mit Hartholznägeln von etwa drei cm Durchmesser zusammengehalten.

Der Strohdachbelag wies eine Dicke von 3-4 Zoll (9-12 cm) auf. Die Verbindung mit dem Dachstuhlgebälk erfolgte mit Querruten, die mit sogenannten Hülftern (Holzbänder) zusammengehalten und vom nachfolgenden Strohhbelag überdeckt wurden.

Der Grundriss im Erdgeschoss wies folgende Räume auf: Küche, Stube und Kammer. Neben der Küche war der Holzraum, der auch von der Tenne (Scheune) aus zugänglich war. Im Obergeschoss befand sich der Schlafraum ohne Fenster und Heizung und ohne Türe. In diesen

Raum gelangte man durch die Fellade, eine Öffnung über der Sitzkunst in der Stubendecke. Im Haus war keine Treppe vorhanden.

Zwischen Behausung und Scheunenteil war der Ausgang, von wo man in die Stube, die Küche und in den hinteren Teil des Stalles gelangen konnte.

Die Türen im Wohnteil waren durch Eisenbänder angeschlagen; neben dem Haustürschloss, der Herdplatte und einigen handgeschmiedeten Nägeln die einzigen Eisenteile am ganzen Haus. Mit Ausnahme der Haustüre waren alle Türverschlüsse durch Stoss- oder Fallriegel aus Eichenholz gefertigt und nicht verschliessbar.

Stube, Kammer und Küche hatten je ein Fenster aus «Buzzenglas» (in Blei gefasstes Glas) in Eichenholzrahmen gelegt. Runde Scheiben von ca. 12 cm Durchmesser mit viereckigen Zwischenstücken bildeten das einzige Schmuckstück am ganzen Haus.

Mit Ausnahme der Stube hatten alle Räume Lehm Böden. Die von sichtbaren Balken getragene Stubendecke diente zugleich als Fussboden im Obergeschoss.

Die einzigen Heizstellen im Haus waren der Backofen und die Doppelsitzkunst aus Sandsteinplatten gefertigt (also keine Ofenkacheln).

Der Rauch dieser Feuerstellen gelangte mangels Kamin in die «Rauchhurd», die fast die ganze Küche überdachte und in der Mitte gute dreieinhalb Meter hoch war. Von dort gelangte er durch Öffnungen unter das Dach, weshalb die Dachbalken schwarz gefärbt waren. Die Rauchhurd diente zum Räuchern von Fleisch aus der Hausmetzgete. Sie war wegen ihres guten Räuchererfolgs auch gerne von Nachbarn gefragt.

Das Scheunentor und die äussere Stalltüre hatten keine Eisenbeschläge. Die Torangel aus Eichenholz war unten im Sockel in ein vorspringendes Sandsteinstück mit 5 cm Öffnung und im oberen Querbalken ebenfalls in einem 5-cm-Bohrloch eingelassen. Die übrigen Holzteile des Tores waren mit Holznägeln zusammengehalten. Die Verschlüsse an Scheunentor und Stalltüre waren mit harthölzernen Stossriegeln versehen. Der Aufstieg zu den «Oberten» (Heu- und Getreidelager) erfolgte mittels Obertenleiter, die beinahe unter die Dachfirst reichte.

Das Wasser musste vom etwa 100 m entfernt gelegenen Dorfbrunnen geholt werden, auch wurde das Vieh dort getränkt.

Die Reinigung der Wohnräume wurde je nach Bedarf mit einem Tannenreisigbesen vorgenommen, der Kehricht in einer Ecke hinter der Türe deponiert, bis es sich lohnte, ihn wegzuschaffen. Der Stubentisch

wurde nach dem Essen nicht immer abgewaschen, sondern mit der «Mehlbürste» (Handwischer) gereinigt.

Der Abtritt bestand aus einem bis zur Hälfte in den Boden eingelassenen Eichenfass, dessen Deckel entfernt worden war. Als Sitzgelegenheit diente eine Holzlatte.

In der Stube hing eine Petrollampe mit einem 35-mm-Glas. Die Küche wurde durch ein «Ämpeli» (Petrollichtlein), das auf dem Lichtstöckli stand, beleuchtet. Die Stall-Laterne war ebenfalls mit einem «Ämpeli» ausgerüstet.

Zwei Liter Petrol kosteten damals 40 Rappen und reichten im Winter vier bis sechs Wochen.

In diesem Haus war auch noch der Kienspanschlott vorhanden; eine kleine Nische in der Brandmauer, wo der Kienspan (Rotholz von Föhrenwurzeln) als Beleuchtung der Küche aufgesteckt werden konnte. Dieser Span wurde auch zum Anfeuern verwendet, weil Papier sehr rar war.

Wenn ich heute nach 80 Jahren gelegentlich an dieser Brandstätte vorbeikomme, gehen mir obige Feststellungen durch den Kopf, als wäre die Asche auf dem Brandplatz noch heiss.

